



(Fortsetzung)

Der alte Rothhofbauer hatte eine laute Hochzeitsfeier gewünscht. Auch der Heiner. Aber dazu ließ sich die Eva nicht überreden. Sie sagte ihnen, was sie daheim von der Großmutter hörte: „wo ma bei der Hochzeit so laut schreit und jubelt, gibt's in der Ehe oft Reg'n und Witter.“

Beim Lindenhof traf das zu. Die Gretl hatte gar keine Zeit, all die Bosheiten, die sie gegen den Rothhof schon während der Brautzeit ausgedacht hatte, auszuführen, weil sie über die eigenen Sorgen auf alles andere vergaß.

Beim Franz aber ging im Kampf um den Lorbeer jeder andere Gedanke unter. Vor lauter Vereinsgründungen und Vorbereitungen zur Bürgermeisterversammlung sah und hörte er nichts. Er wurde mit seinen eigenen Sachen nicht fertig, geschweige denn, daß er sich mit anderer Leute Sachen befassen konnte. Strebsam war der Franz, wo der Lorbeer winkte, das mußte ihm jeder lassen. Unermüdet war er da. Und Niedrigkeit gab's bei ihm nicht, wenn es um Ehren ging. Der Lotengraber Jakob und der Pfichstergörg kamen vom Kammswirt gar nicht mehr heim, weil sie vom Franz den Auftrag hatten, die Leute für die kommende Bürgermeisterversammlung vorzubereiten. Vorübergehend wurde angerufen, und jeder durfte trinken, und wenn außer dem Jakob und dem Görg auch noch fünf andere sich jeden Tag einen Rausch auf Kosten vom Franz getrunken hätten, der Franz hätte alles ohne Widerrede bezahlt. Man konnte es dem Jakob und dem Görg nicht übel nehmen, wenn sie da dem Hirteneva einen Rausch nachwarfen, weil der sagte, so einen Sanswuricht wie den Franz könnte man nicht zum Bürgermeister haben.

„Sag's noch amal, wer is a Sanswuricht. Du oder der Franz?“ schrie ihn der Jakob an. Der Hirteneva schaute den Jakob und den Görg verächtlich an: „Sag's Maul, Jakob, wer dir die meisten Rausch zahlt, der paßt dir am ehesten zum Bürgermeister. Wer'd'n aber tut er's net. So weit fin wir net, daß der Jakob und der Görg in der Bürgermeisterversammlung auf die zwei im Wirtshaus sitzen und gina.“

Dem Franz aber war der Sanswuricht in die Glieder gefahren. Wenn's aus dem Loch pfliff, wollte er schon anders auftreten. Wenn ihm da einer zu nah trat mit dem Bürgermeister, dann wollte er schon die Aermel über die Ellbogen stülpen, um mit solchem Herr zu werden. Zuerst kam der Heiner dran. Jetzt endlich hatte der Funken das gegen den Rothhof, den die Gretl immer und immer wieder vergebens zu entzünden suchte, Feuer gefangen.

Der Franz hatte viel schlaflose Nächte. Sein Leben war verpfuscht, wenn er im Dorf keine hervorragende Rolle spielen konnte. Kultur wollte er den Leuten bringen, und die haben es nicht ein.

Mit Entsetzen bemerkte er, daß ihn außer dem Hirtengörg auch noch andere für einen Sanswuricht hielten. Es gab da eine Gegenpartei im Dorf, und an deren Spitze stand der Heiner. Die größere Partei war aber dem Franz keine, denn sozial Freiberger wie der, spendierte der Heiner nicht, und man hörte von ihm auch die ganze Zeit nichts von Wällen und Vereinstesten und Fahnenweihen. Bald war es beim Franz soweit, daß er mit seinem Anhang einen neuen Verein gründen konnte.

Die „Modernen“ nannten sie sich. Wer dabei war, trug Stehkragen und Selbstbinder und Saarscheitel. Und das Schmeuzen an die Hand war bei Ausschluß aus dem Verein strengstens verboten. Auch der Aermel durfte zum Rosenreutigen nicht bemittelt werden. Der Franz wollte absolut aus seinen Vereinsküßern keine Herren machen. Er lehrte sie, wie noble Leute grüßen und tanzen, und als der Metzgerhanni den Schultespetter ein „verstüffenes Sauluder“ nannte, weil er ihm, als er hinausging, sein Bier austrank, verwies er ihm das strengstens. Wenn er zu den „Mo-

dernen“ gehören wollte, durfte er so gewöhnliche Ausdrücke nicht gebrauchen. Da durfte er höchstens sagen: „betrunkenen Schweinemensch.“

Wenn sich der Franz als Vereinsvorsitzender fühlte, dann war er streng in seinen Grundfäden. Als ihn einmal einer fragte, wie denn das hieß: „Die Modernen“? — „Berein „Eintracht“ oder „Deutsche Brüder“ oder „Die Lustigen“, das wäre doch viel verständlicher, das warf sich der Franz in die Brust: „Des verstehst net, Lipp. Modern is modern, des is was ganz anders, des is des, mo soviel is als seine Herrn. Modern is modern.“

Da war der Lipp zufrieden. Daheim erklärte er seiner Mary dann selbst, was das heißt: modern. Modern is modern. Es is des, mo soviel is, wie seine Herrn.“ Er hätte das Wort seiner Mary noch besser erklären können. Als der Lipp aber grad zum Vortrag auszuholen wollte, schmeuzte sich die Mary in die Hand, und das konnte der Lipp als Moderner nicht mitansehen. „Lust dei Prag'n von der Ros'n weg, Schweinemensch.“ schrie er plötzlich. „In die Hand des leid ich nimmer.“

Die Mary war entsetzt. So etwas hatte sie noch nie erlebt. War der Lipp verrückt? Seit wann schmeuzt man sich denn nicht mehr in die Hand? Schon so lang sie denken konnte, war dies so. Schon Groß- und Ur- und Ururgroßmutter's Zeiten. Schon bei Adam und Eva. Das waren schon die Richtigen, die immer gescheiter und besser sein wollten, als die Alten waren. Wenn der Franz nichts besseres wußte, dann mußte der Lipp aus dem Verein austreten. Darum war ja die Welt so schlecht, weil all das Alte nichts mehr galt. Erst recht schmeuzte sie sich jetzt in die Hand und sie wollte schon sorgen dafür, daß die Modernen nicht zu viel Unheil stifteten. Das litt sie nun auch nicht mehr, daß sich der Lipp jeden Samstag fundenlang auf seine Sonntagshosen feste, damit die Sosenbeiner schön alatt waren und eine Fäule hatten am Sonntag. Und der Urstift und der Konny wollte sie es auch sagen. Die mußten auch sorgen, daß ihre Männer keine so unheilvollen Neuerungen angingen. Und wenn die Gretl eine rechtschaffenere Frau wäre, dann täte sie sowas nicht leiden. Aber die tat ja selber mit. Seit sie den Franz hatte, war auch sie wie verberbt. An Sonntagen hatte sie immer ein weißes Schneuztüchel in der Tasche und breitete es auseinander, wie eine Fahne, daß es alle Leute sehen konnten.

An einer andern freilich mußte die Mary noch mehr Aergernis nehmen, das war die Eva vom Rothhofbauer. Wäre die Eva nur ein wenig entgegenkommender gegen die Mary gewesen, die sofort zur Gegenpartei umgeschwenkt sein. Aber die Eva hatte so gar keinen Sinn für Freundschaften. Sie kannte kein Haus wie zur Großmutter, und niemals sah man sie plaudernd bei anderen stehen. Sie blieb auch als Rothhofbäuerin so still und einfach, wie sie als Hirteneva war. Verträglichkeit und Bescheidenheit macht beliebt. Auch auf dem Dorf. Die Eva hatte, mit Ausnahme der Modernen, wenig Menschen, die ihr übel wollten. Man lobte ihre Einfachheit und Stille und bewunderte den Einfluß, den sie auf ihren Mann ausübte.

„Seit die Eva auf dem Rothhof is, kennt ma den Heiner nimmer. Ma sollt net denk'n, was a Frau fertig bringt.“ sagten viele. Andere aber schüttelten den Kopf. „Nur abwarten“ sagten die. „A alte Gewohnheit is a eisernes Bemd. Wenn a Mensch sei ganze Kindheit und Jugend durch einbildertich und rechtshaberisch und groß war, wird er net verheirat auf amal sanft und b'scheid'n und verträglich. Wie der Mann wird, das zeigt scho der Bus. Und was die Eltern bei der Zucht verjümmert hab'n, des macht a Frau nimmer gut und wenn's die Best is.“

Die da so sprachen, hatten recht. Feinde eben so schnell wie auf den Lindenhof, waren auch im Rothhof die Mitterwochen vorbei. Auf einmal machte der Heiner wieder ein finsternes Gesicht. Mürrisch gab er

den Diensthof die Befehle. Die fülle Unterhaltung daheim mit seiner Frau langweilte ihn; es drängte ihn aus dem Hause. Warum sollte er nicht auch in's Wirtshaus gehen wie sein Nachbar, der Franz, — und warum sollte er nicht auch Bürgermeister und Vereinsvorsitzender werden können, wie der da da drüben. Das hätte er sein können, lange bevor die Gretl an dem Schäferlipp seinen Jüngsten dachte.

Der wäre kein Lindenhofbauer geworden, wenn er es hätte sein wollen. Vielleicht wäre es auch besser gewesen, wenn er die Gretl genommen hätte. Dann wären die beiden Höfe jetzt beisammen. Weit und breit wäre da kein solcher Hof mehr, wie die zwei. Und die Gretl hätte auch besser zu ihm gepaßt wie die Eva. Wie er nur überhaupt dazu kam, die Hirteneva zu heiraten, Ertrags war sie die Hirteneva, und zweitens und drittens war sie auch noch ein Wappschwanz. So eine Stille, Scheinheiligkeit, Kalte, die nichts in Erregung bringen konnte. Wenn man da die Gretl hörte, wie die schimpfte und wetterte und um sich warf, wenn ihr was nicht paßte. Die wäre eher nach seinem Geschmack. Die Stillen hat er all sein Lebtag nicht leiden mögen. Er war wie beherrzt, daß er die Eva nahm. Aber seine Mutter hatte die Schuld. Die wollte es so haben. Wie hätte er denn sonst an die Hirteneva gedacht? —

Der alte Knecht beobachtete den Heiner oft, wenn er so mürrisch durch den Hof schritt. Genau so hatte er's kommen sehen. Dem Heiner galt von jeder nur das wertvoll, was er nicht befaß und schwer er-reichten konnte. War's sein eigen, warf er's weg. So war es immer gewesen. Schon damals, als die zwei Büben, der Mischele und der Heinerle, vom Christkind die zwei Wiegengäul bekamen, den Schimmel und den Fuchs. Jeden wollte der Heiner haben, und weil er sich nicht klar werden konnte, welcher der schönere war, mußte der Vater dem Mischele seinen Gaul am Schwanz abschneiden. Einen Nachmittag lang war der Heiner dann aufrieden. Als er aber am nächsten Tag beim Schmireritz einen Kauf-laden sah, stieß er den Wiegengäul zurück und schrie so lang, bis der Rothhofbauer auch ihm einen Kauf-laden vom Christkind aus der Stadt holte.

„Der Heiner is und bleibt a unglücklicher Mensch.“ murrte jetzt oft der Alte, wenn er den Heiner beobachtete. „Sei Vater hat ihn do, a' machet. A Wämmle, wo wach'n dürr, wie's will, wird nie a redter Baum.“

Die alte Frau im Hirteneva sah im Anstragstübchen. Ihr Lebenswerk war vollendet. Ihr erwartete sie nur noch gottgegeben das Ende. Spätkommerzeiten zogen durch die Luft; von ferne hörte man die Gebetslaute vom Nachbarhof herüber klingen; die Wiesen rings umher schienen violett durch zahllose Herbstzeitlose und das Schwalben-neisthen über dem Fenster war leer. Gedankenberufen starrte die alte Frau hinein in die feurige Lohbe des Sonnenunterganges. So genau so war der Abend vor zwanzig Jahren, als sie an der Totenbahre ihres einzigen Kindes stand und neben ihr die kleinen Waisen weinten. Wie sie die Stimmung in der Natur an jenen schwersten Tag ihres Lebens erinnerte. —

Im Anstragstübchen werden so viele Erinnerungen wach. Während das Alter die nimmermüden Hände zur Ruhe zwingt, wandert der Geist nochmal, als wollte er für immer Abschied nehmen, durch alle Gassen und Plätze und Winkelchen, welche die Jugend gina. Der zurückgelegte Weg der alten Hirteneva'slerin von von jeder steinig und dornenvoll und sonnenlos und steil gewesen, aber er hat in die Höhe geführt. Sie mußte den Körper in alte, zerflachte Hüllen kleiden, aber ihre Seele trug immer kostbare Sonntagskleidma. Mancher Salonheld wäre in nichts unanmengenommen vor der Seelenarose dieser armen Dörflerin. Im Hirteneva'schen saßen stets Glück und Freude und Frieden mit der Sorge und Armut beisammen. Und als die alte Frau daran denken mußte, ihren Platz einer Fremden zu überlassen, da schaute sie nicht aus nach dem Gelblad, den die künftige Schwiegertochter mitbringen sollte oder nach den Aedern und Wiesen, die durch die Heirat dem Hirteneva'schen zukaufen könnten, son-

dern da kam einzig nur die Kinder-tube in Betracht, aus der die künftige Hausgenossin hervorgegangen ist und die Eigenschaften, die sie von da ins reife Alter mit hinübernahm.

Sofort hatte sie zugestimmt, als der Georg zu ihr kam und sagte, daß er die Schmiedmarg heiraten wolle. Die war recht. Sie paßte ins Hirteneva's. In der Schmiede wehte derselbe Geist, wie im Hirteneva's. Der Margarete war Arbeit und Entbehrung und Zufriedenheit nicht fremd. Schweigend hatte die alte Frau Georg's künftigen Schwiegertochter die Hand gedrückt, als er das Heiratsgut der Margarete auf den Tisch legte.

„Biel is net, aber es is kei un-rechter Keller brunter. Lauter redlich erarbeit's. Es muß Glück bringen.“

Die Wahrheit dieser Worte erfüllte sich vom ersten Tage an. Aus dem arbeitsamen, friedlichen Zusammenleben erwuchs Freude und Zufriedenheit und Segen. So hat das Auge der Hirteneva'slerin nie gedeutet, als wenn ihr die junge Schwiegertochter das Entgelt in den Arm legte. Manche Dorfleute, die am Häuschen vorbeigingen und sahen, wie die alte Frau im Hof und Garten arbeitete und dabei immer wieder das Kleine in der Biege betraute, meinten milde, der Hirteneva's hätte doch das Leben nichts als Sorge und Not und Arbeit geboten, während sie, die man bemitleidete, dar-bar zum Lachen betete: „Gott, wie gut bist du's mit mir gemeint, wie viel Wohlstand hast du mir im Leben gegeben.“

Der frohe Ausdruck in ihren Zügen verichwand nur dann, wenn sie an den Rothhof dachte. Was alle im Dorf für ein maßloses Glück hielten, das er'den ihr von Anfang an als ein Unglück. So oft sie die Eva sah, kam ihr eine Pegeberheit aus ihrer Jugendzeit in den Sinn. Sie mußte da immer an den Selbheißt denken, den sie an ihrem Hochzeitsstag vom Elternhaus mit in ihr neues G'm nahm, dasheim war der Stof immer üppig gewesen und er war ohne jede Pflege schön geworden. Im neuen Heim pflegte sie ihn wie ein Kleinod; es fehlte weder an Düng noch an Wasser oder sonstwas, und dennoch nahm der Selbheißt ab und nach wenigen Wochen war er verberbt. Sie nahm das für ein böses Omen und weinte. Eine Nachbarsfrau lachte sie aus. Ob sie denn das nicht wüßte, daß bei der Pflanze der Standort ausschlaggebend ist und daß das, was einfach, mageren Boden gewöhnt ist, auf fettem zu Grunde geht? —

Froh hatte sie die Eva seit der Michel fort war, überhaupt nicht mehr gesehen, aber der trübe Blick und die tiefe Linie um den Mund war neu. Das hatte ihr der Rothhof gegeben.

Konnte sie den Michel immer noch nicht verschmerzen? Oder fühlte sie sich im Heiner getäuscht?

Sie hatte dies Letztere immer gefürchtet. In einem Alter wie der Heiner war, ändert sich der Charakter selten mehr und ein Heiner nimmt den Kampf gegen Veran-lasung auch gar nicht auf. Zu Selbst-zucht gehört innere Kraft und davon hat der Heiner nicht ein Quäntchen. Der Grundzug des Charakters läßt sich von solchen Menschen, wie

der Heiner einer war, nur eine Zeitlang zurückdämmen, um hernach umso stärker wieder hervorzutreten.

Die Philosophin im Hirteneva's hatte recht. Die Diensthofen im Rothhof mußten bald viel zu erzählen, wie groß und rüchichtslos der Heiner gegen die Eva und seinen Vater war. Der Lotengraber Jakob sagte da seinen alten Spruch: „A alte Wohnheit is a eisern's Bemd“ und die Mehrzahl der Leute stimmten ihm zu. Viele vergaßen es dem Rothhofbauern. „Wie man die Kinner zieht, so hat ma's“, meinten sie. „Dem alt'n Rothhofbauern g'schieht recht; er hat sich die Mut'n selber bunden. Gätt er dem Heiner-le g'lernt, du sollst Vater und Mutter ehren, und: „außer dir fin a noch andere Menschen da auf der Welt, die grad so viel sin wie du,“ dann wüß't's der Heiner egt.“

Die Eva bemitleideten alle. Ihre Stille und Bescheidenheit gab niemanden Anlaß zu Neid, und deshalb wollten ihr die meisten wohl.

Nur die Lindenhofbäuerin nicht, die behauptete bei allen, die ihr zuhörten, die Eva sei selbst schuld daran, wenn der Heiner grob zu ihr ist, und das könne man dem Heiner auch gar nicht verdenken.

Je mehr sie die Partei des Heiner nahm, desto besser wurde das Verhältnis zwischen ihr und dem Heiner. Es war nun schon so weit, daß sie sich wieder grüßten und über den Jaun hinüber sprachen. Der Franz durfte das natürlich nicht sehen. Der war eifersüchtig. Nahm die Gretl in seiner Gegenwart die Partei des Heiner, so wurde er wütend, die alte Feindschaft flackerte wieder einmal dazwischen auf. Und immer dann bestigter. „Des nehmt kei guts' Ende“, prophezeite die Magd vom Lindenhof, und sie freute sich schon auf den Tag dieses Ereignisses. Sie brauchte nicht gar lang zu warten.

Die „Modernen“ spielten Theater. Jeden Tag nach Feierabend wurde im Lindenhof geprobt. Im Dorf war dies noch nie vorgekommen, daß man ein Theater sehen konnte. Selten nur verirren sich Seiltänzer oder Bärenreißer in das Dörfchen, obwohl die Leute viel Lust hatten für dergleichen besagen. Selbst dem Lotengraber Jakob und dem Tagelöhner Andres konnte ein Kasperltheater so begeistern, daß sie es dem Luftenthalt beim Kammswirt vorzogen. Die „Modernen“ stiegen sehr im Wert, als sie diesen Kunstgenuss in Aussicht stellten. Manch einer wäre nun gern ein „Moderner“ gewesen, nur damit er hätte auch mitspielen dürfen. Das ganze Dorf beschäftigte dies Ereignis. Man vergaß darüber die wichtigsten Dorfneugierigkeiten.

Der Franz fühlte sich aber auch durch seine Hand tiefen alle Fäden. „Genofeva“ sollte gespielt werden. Mit der Rollenbesetzung gab es sofort Schwierigkeiten. Jeder wollte der Pfalzgraf sein; keiner der Golo. Es blieb dem Franz nichts anderes übrig, als daß er den Golo selbst machte. Für die Genofeva kam von Anfang die Gretl in Betracht. In einem Alter wie der Heiner war, ändert sich der Charakter selten mehr und ein Heiner nimmt den Kampf gegen Veran-lasung auch gar nicht auf. Zu Selbst-zucht gehört innere Kraft und davon hat der Heiner nicht ein Quäntchen. Der Grundzug des Charakters läßt sich von solchen Menschen, wie

Genofeva, dann sollten die „Modernen“ ihre Proben nur auch halten, wo sie wollten. Ihre Studie wäre dann dafür zu gut. Und ein Bettuch für den Vorhang hätte sie dann auch nicht und keine Zeit, dem Schmerzreich noch ein Kleidchen zu nähen. Der Franz mußte sich also dazu verstehen, seiner Frau die Hauptrolle zu übergeben.

Als der Schreinerling die selbstgeschriebenen Theaterzettel an die Käufer klebte, stieg die Erregung aufs höchste. Die Studie der Schmie-denanny wurde nimmer leer, seit die auf hochrotem Satin Nitter und Berlen für die Frau Pfalzgräfin nähte. Die Lotengraber Jakob meinte, schönere Kleider könnten sie im Himmel auch nimmer haben. Unwillen erregten nur die teuren Plätze. Der erste Platz kostete ganze 50 Pfennige. Es blieben darum hier die meisten Plätze leer.

Nur wenige saßen breitpurig auf den ersten Plätzen und sahen geringschädig auf die zurück, welche sich das nicht leisten konnten. Das argerte diese, die Kätl streckte die Zunge heraus, soweit sie konnte, wenn sich einer vom ersten Platz umdrehte. Der Besenbinder Hannes bekam einen hochroten Kopf vor Wut, wenn er sich die auf den ersten Plätzen betrachtete. „Großpöfete, Schieber, Buhärer.“ schrie er sie an. Dem Hannes seinen Nachbar hatte dem Kammswirt seinen Zwerchschlans freundlich gestimmt. „Seid stad, Hannes,“ beruhigte er den Erregten. „A und trint und laß es dir wohl gehen, auf daß es dir gut gehe und du lange lebst auf Erden.“

Der Hannes ließ sich nicht beruhigen, der hörte gar nicht auf sein Beschwärmer. „A Bande sein's Buhärer.“ schrie er. „Euer Stehkragen und Spenger machen's net aus. Wir sen die Rechtschaffne, mir auf'n zweite Platz.“

Der Schulzenbauer auf dem ersten Platz drehte sich um. „Lump, b'loß'ner, halt's Maul. Johl erstat bei Schulden, bevorst so bei Maul aufreißt.“

Der Hanni züchte vor Wut. Wer weiß, wie das noch gegangen wäre, wenn die Glocke nicht den Beginn des Theaters verkündet hätte.

„Hält, seid still. Es geht an. Hält.“ riefen die Neugierigen. Und dann wurde der Vorhang von einer derben Hand bomeinander gezogen. Alles war verriegelt. Man hatte wie gebannt nur noch das Pfalzgräfliche Paar an. Wie zwei Vögelchen standen sie da. Im reinsten Orts-dialekt lerierten sie ihre angelernten Sätze herunter. Die Lotengraber Kätl war die Erste, die in Schluchzen ausbrach. Ihr Jakob kniffte sie in die Seite: „Mündlich, was greinst denn so.“

„Wal das net is, wenn der Mo so weit fort geht in Kriege“, schluchzte sie weiter.

Ihr Schluchzen wirkte ansteckend. Nur die Kammswirtin ließ sich nicht unterkriegen. Die meinte nicht. Erst als der Golo sein Spiel gar zu weit trieb, konnte sie es nicht mehr aushalten.

„A des a Lump, a elendiger.“ rief sie entrüstet. „Wenn dem sei Each unser Herrgott gut n'aus-gab läßt, sog ich ner mehr.“ sagte sie entrüstet zu ihrer Nachbarin.

Die angenehme Rolle hatte sich der Franz nicht genommen mit dem Golo. Er war ständig in Gefahr, etwas an den Kopf zu bekommen. Al-

(Fortsetzung auf Seite 3)

St. Peters - Kollegium Pensionat für Knaben und Jünglinge Muenster, Sask. Die Schule mit Familiengeist Es gibt wenige Dinge, die junge Leute zu einem besseren demokratischen Geist erziehen, als ein Pensionat. Da herrscht kein Unterschied wegen Reichtum oder sozialer Stellung, Nationalität oder dergleichen. Alle stehen auf gemeinsamen Grunde. In einem katholischen Pensionat gibt es immer Gelegenheiten, sich zu üben in gemeinsamer Arbeit, in Selbsterziehung, Nächstenliebe und gegenseitiger Gefälligkeit. Zugleich herrscht lobwürdiger und anregender Wettbewer.

Um Aufschluß schreibe man an: The Registrar, St. Peter's College, Muenster, Sask.